

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 74.

Berlin, Sonnabend den 21. Juni

1845.

Belgien.

Briefe von der Reise.

III. Holland und Belgien. — Sympathien und Antipathien. — Belgiens religiös-politische Stellung. — Universitäten. — Die Liberalen und die Verfassung. — Vlaemische Sprache in Flandern und Brabant. — Samwerke in Gent.

Die Frage, ob Holland und Belgien wohl zusammengehören oder nicht, ob die Ehe, die der Wiener Kongress geknüpft, oder ob die Scheidung, die in Folge der französischen Juli-Revolution zu Stande gekommen, ein naturgemäheres Ereigniß war, beantwortet sich der Reisende, der beide Länder mit unparteiischem Blick betrachtet, bald in dem einen und bald in dem anderen Sinne. Kontraste sowohl als Aehnlichkeiten begegnen uns auf jedem Schritt und Tritt; wir fühlen, daß wir in Belgien auf anderm Boden uns bewegen, eine andere Luft einathmen als in Holland, und dennoch erinnern uns die redenden Denkmale der Jahrhunderte, die herrlichen Rathhäuser und Kirchen, wie die kaum noch zu reden wagenden Kinder des Volkes, die nicht vlaemisch sprechen, weil es außer Mode ist, und nicht französisch, weil sie sich damit zu blamiren fürchten, daß wir auch hier und wie in Holland unter Niederländern und unter den Schöpfungen niederdeutscher Kunstfleißes befinden. Die erste Wahrnehmung des Reisenden, der aus Holland nach Belgien kommt, ist freilich ein Kontrast, und zwar ein wohlthuender, denn die Reisekosten werden um die Hälfte geringer: wir bekommen in Belgien für einen Franc fast dasselbe, was in Holland einen Gulden kostet; doch müssen wir uns dabei, wohl zu merken, außerhalb des Bereichs der englischen Reisenden halten, denn wo diese in größeren Karavanen durchziehen, da ist es in belgischen Gasthöfen, wie in holländischen, rheinländischen und schweizerischen, eben so theuer wie in England selbst: es ist, als ob die Gastwirthe den Engländern überall ihr Vaterland, wenn auch nur durch die Verzehrungskosten, ins Gedächtniß zurückerufen wollten! Gleichwohl bewährt sich im Allgemeinen auch hier, daß in den Ländern wohlfeiler leben ist, die nach kleineren Zahlenwerthen rechnen. Belgien hat nicht bloß den alten Münzfuß abgeschafft, der hier bis zum Jahre 1830 gegolten, sondern sich auch dem französischen Zahl- und Zahlssystem so eng angeschlossen, daß es im gewöhnlichen Verkehr kaum möglich ist, die eine Valuta gegen die andere auszugleichen, ohne einem Geldverlust ausgesetzt zu seyn. Dadurch ist allerdings der Zweck erreicht worden, und der Verkehr zwischen beiden Ländern wird fast nur noch durch das dreimal wöchentlich von Rotterdam nach Antwerpen und eben so oft zurück fahrende Dampfschiff erhalten. Indessen ist es gerade das, was jetzt noch in einem Theile von Belgien die Verstimmlung über die Trennung, die nun schon eben so lange währt, als das Beisammenseyn gedauert hat, noch so rege erhält, daß man bei Gelegenheit der letzten Wahlen wieder von den Bestrebungen der „Orangisten“ in Antwerpen, Gent und Brügge gehört und daß eine Zeitung, der *Observateur*, sogar von dem hier und da herrschenden Gedanken einer Rückkehr zu den Zuständen von 1829 gesprochen hat. Kennt sich doch ein in Gent, dem Mittelpunkt und Hauptstutz der flandrischen Fabrikanten, die fast für die holländischen Kolonien arbeiten, erscheinendes und viel gelestes Blatt auch jetzt noch *Messenger de Gand et des Pays-Bas*, und ganz konsequent bringt es darum auch die Nachrichten aus Holland nicht unter der Ueberschrift eines fremden Landes, sondern unter der Rubrik *Indland*. Gleichwohl kann man annehmen, daß die Scheidung von Holland und Belgien auf ewige Zeiten geschehen sey. Beide Länder fühlen sich zu sehr als das, was sie jedes insbesondere sind und gelten, als daß sich eines nachmals an das andere ganz hingeben könnte. Holland ist sich selbst genug und verschmäht es, sich durch Provinzen vergrößert zu sehen, von denen es über die Schultern angesehen wird, und Belgien andererseits fühlt, daß es durch die eigenthümliche religiös-politische Stellung, die es sich errungen, weder zu Holland noch zu Frankreich paßt, und wie sehr ihm auch die holländischen Abzugskanäle fehlen, wie sehr es auch französische Sitte nachahmt und die französische Sprache liebt, wird es doch immer unabhängig von dem einen wie von dem anderen Nachbar zu bleiben suchen, dem es eben so häufig seinem ganzen inneren Wesen nach widerspricht, als es hier und da Berührungspunkte mit ihm hat.

Ich habe von der eigenthümlichen religiös-politischen Stellung Belgiens gesprochen; damit will ich keinesweges ausdrücken, daß der belgische Staat als solcher einen religiösen Charakter habe. Gerade im Gegentheil ist es eben der Umstand, daß die belgische Verfassung keinerlei Staatsreligion anerkennt, den Individuen aber volle Religionsfreiheit, so wie den Religionen die unbedingteste Repräsentation gestattet, was das unterscheidende Moment dieser

Verfassung von der der Engländer, Franzosen, Holländer, Spanier und aller anderen europäischen Nationen bildet. Es wird dieses Moment freilich von der streng katholischen Partei meistens für ihre Zwecke ausgebeutet; die Jesuiten haben überall im Lande Missionen und Schulen errichtet; die unter den Auspizien des Erzbischofs von Mecheln stehende „katholische Universität“ Löwen ist die blühendste Hochschule des Landes; aber auch jeder anderen Religionspartei ist es unverwehrt, in Lehre und Praxis auf gleiche Weise thätig zu seyn; sie kann, wenn sie sich als Glaubensgemeinschaft konstituiert hat, auf die Unterstützung des Staates eben so zählen wie die katholische Mehrheit, und wenn auch von den Jesuiten angefeindet, so gewinnt doch die erst seit zehn Jahren bestehende „freie Universität“ Brüssel immer mehr an Ausdehnung und Einfluß, so daß sie bald neben Löwen ihren Rang einnehmen dürfte. Jene eigenthümliche religiös-politische Stellung der Belgier also ist es, die ihren Stolz ausmacht und die sie davor bewahren wird, Frankreich sich in die Arme zu werfen, wie es einige leidenschaftliche Wallonen wünschen, oder Holland, wie es eine noch kleinere Zahl von Fabrikanten oder Rhedern in Flandern möchte. Zwar kämpfen auch die Liberalen in Belgien gegen einige Bestimmungen der Verfassung an, und hier tritt die ganz eigenthümliche Erscheinung ein, daß es die Gegner des Unterdrückungssystems sind, die sich eben so gegen den niedrigen Wähler-Census — besonders auf dem Lande, wo die Wähler meistens in den Händen der Geistlichen sind — als gegen das freie Unterrichtssystem erheben, aber auch diese überzeugen sich immer mehr von der Inkonsequenz, die in ihrem Verfahren liegt, besonders wenn sie selbst, wie es nur zu häufig geschieht, an die Wähler im Volke sich wenden und von den Mitteln des freien Unterrichts Gebrauch machen, um ihre eigenen Ideen zu verbreiten.

Ich habe Belgien hauptsächlich in seinen flämischen Theilen durchstreift; ich bin nämlich von Antwerpen nach Brüssel, von da nach Löwen und von hier wieder nach Gent, Brügge und Ostende gereist. Je näher ich dem Meere gekommen, um so ausgeprägter habe ich auch noch das vlaemische Naturell und um so verbreiteter im Volke die vlaemische Sprache gefunden. In Brüssel selbst tritt diese immer mehr zurück; dort hat auch die untere Stadt, die sonst in dem Rufe stand, daß sie eine ganz andere Sprache rede als die obere, seit einem Menschenalter französisch gelernt, und es würde bald Mühe kosten, sich dort noch auf vlaemisch verständlich zu machen, wenn nicht immer frischer Zuzug aus den Provinzen ankäme. Selbst in den Elementarschulen Brüssels ist jetzt das Vlaemische nicht mehr Unterrichtssprache, und nur noch in einigen Kirchen der Hauptstadt wird hin und wieder auch in der Sprache des Volkes gepredigt. Unter solchen Umständen läßt sich leider von den Bestrebungen der ehrenwerthen Herren Willems, Conscience, van Kerckhoven &c. in Gent und Antwerpen für Wiederbelebung der vlaemischen Schriftsprache nur wenig erwarten. Wenn es ihnen gelingt, die auf eine ganz unglaubliche Weise in ihrer Grammatik und Rechtschreibung vernachlässigte Flämänderin wieder einigermaßen zu Ehren zu bringen, so daß sie nicht allzu sehr gegen die holländische Schwester zurücksteht, so dürfen sie sich Glück wünschen, aber das möchte wohl auch das Höchste seyn, was sie erreichen. Um in ihrer Sprache und Literatur selbständig zu werden, wie sie es in ihrer politischen Verfassung sind, müßten die Belgier Achtung vor der erstern besitzen und an die Möglichkeit der zweiten glauben; ihre Sprache jedoch wie ihre Literatur haben sie bereits seit Jahrhunderten an die Franzosen verrathen: schon die Burgundischen Herzoge hatten Antipathien gegen das deutsche Reich genährt, und als der deutsche Schwiegersohn Karls des Kühnen, der nachmalige Kaiser Maximilian I., die Vormundschaft seines Sohnes Philipp als Regent des Landes antrat, da wollten ihn die unruhigen flandrischen Bürger zwingen, jene Vormundschaft dem Könige von Frankreich zu überlassen, und viele Wochen hielten sie ihn darum auf der Cranenburg zu Brügge gefangen. Kaiser Karl V., obwohl ein geborner Flämänder, liebte doch die spanische und die französische Sprache mehr als die vaterländische. Nicht minder wurde durch die nachmaligen Statthalter, sowohl unter spanischer als unter österreichischer Herrschaft, das fremde Element stets begünstigt, und so ist es wohl kein Wunder, wenn die französischen Revolutionen von 1789 und 1830 in dem benachbarten Belgien nicht bloß Anhänger fanden, sondern auch völlig vernichtend auf die längst schon so gering geschätzte heimliche Sprache und deren Ausbildung wirkten.

Wenn ich daher auch in Allem das treffliche Buch, das Frau von Ploennies so eben über ihre vorjährige belgische Reise herausgegeben *)

*) Berlin bei Dunder und Humblot.

nur befähigen kann, so vermag ich doch in ihre Verkündigungen einer neuen Zukunft der vlaemischen Sprache und Poesie nicht einzustimmen. Frau von P. selbst theilt uns freilich manche sehr schöne Proben mit; diese haben jedoch theils unter ihrer Hand in der deutschen Uebersetzung sehr gewonnen, theils aber gehören die Originale nicht sowohl der vlaemischen als der viel ausgebildeteren holländischen Zwillingschwester an.

Wenn aber auch nicht der Poesie, so ist doch Belgien aller anderen Künste Heimat. Seine Maler und Musiker sind auch in Deutschland hinlänglich bekannt, weniger seine Bildhauer und Holzbildner, von denen ich wahrhaft bewundernswürdige Arbeiten, besonders in der Kathedrale von Antwerpen, gesehen. Gent besitzt unstreitig den größten Architekten Belgiens, wenn nicht jetzt Europa's überhaupt. Was dieser — sein Name ist Roelandt — mit verhältnismäßig geringen Mitteln in jener belgischen Provinzialstadt ausgeführt, das würde von außen wie von innen eine Zierde der ersten europäischen Hauptstädte seyn. Das mit einem großen Odeum, so wie mit einem Tanzsaal und einem mächtigen Foyer verbundene Theater Gents faßt die Räume des Opern- und des Schauspielhauses in Berlin mit Einschluß der beiden Konzertsäle. Nicht minder großartig ist der jetzt in der Vollendung begriffene Justiz-Palast, in dessen unteren Räumen die Börse gehalten werden wird; ferner das Universitätsgebäude und das Casino, welche beiden letzteren, von außen ziemlich unscheinbaren Werke der Künstler bereits vor mehreren Jahren vollendet hat.

J. Lehmann.

Nord-Amerika.

Die Möglichkeit der Sklaven-Emancipation ohne Opfer Seitens des Herren oder des Staates

beweisen und praktisch durchgeführt von dem nordamerikanischen Pflanze John M. Donogh bei New-Orleans.

(Fortsetzung.)

Ehe ich mit diesen Leuten ein Uebereinkommen traf, berechnete ich (und meine Schätzung und Berechnung hat sich in ihrem Ergebnis vollständig bewährt, und mehr als bewährt), daß sie ihre Arbeit mit aller Energie des Herzens, des Geistes und der physischen Kräfte leisten würden; daß sie mithin in einer gegebenen Zeit mehr Arbeit liefern würden, als dieselbe Anzahl von Leuten unter gewöhnlichen Umständen thun würde; und daß sie überdies auf die vierundzwanzig Stunden des Tages an zwei, drei, bis vier Stunden des Morgens und des Abends mehr arbeiten würden, als andere Sklaven zu thun gewohnt wären, oder thun möchten. Um den Geist zu zeigen, welcher (in Beziehung auf ihre irdischen Verhältnisse) während der ganzen Zeit, daß sie unter diesem Uebereinkommen arbeiteten, ihre Seele erfüllte und bewegte, will ich im folgenden einige Umstände anführen, welche hier hundertsten unserer achtbarsten Bürger bekannt sind.

Wenn die Pflanze von Maryland, Virginia und Carolina, deren Ländereien ausgefogen sind, ihre Sklaven den jüngeren männlichen Mitgliedern ihrer Familie anvertrauen wollten, um sie hierher in unseren Staat [Louisiana] zu bringen, und den reichsten Alluvialboden in der Welt zu bearbeiten, so würden sie (bei einem solchen Uebereinkommen mit ihren Sklaven, wie ich es oben dargelegt habe) alle funfzehn Jahre im Stande seyn, nicht nur durch ihre außerordentliche Arbeit den Preis ihrer sämtlichen Sklaven zu gewinnen, reiche Einkünfte zu beziehen, und ein glückliches Leben zu führen (denn ich kann in Wahrheit sagen, daß die letzten sechzehn Jahre, die ich so in Frieden und ohne Besorgnis mitten unter diesen Leuten verbracht habe, zu den glücklichsten meines Lebens gehören; denn schon das Bewußtseyn allein, daß ich von Menschen umgeben war, die auf mich sahen, wie auf einen Freund und Vater, und zu jeder Zeit ihr Leben gewagt haben würden, wenn es möglich gewesen wäre, um das meine zu retten, gab dem Geiste Frieden und Heiterkeit), sondern auch ihre ganzen Haufen nach Liberia zu senden, ohne daß es ihnen einen Dollar kostete. — Es wäre überdies eine Handlung der Menschlichkeit, wenn sie ihre Sklaven nach diesem Staate brächten, und funfzehn Jahre hier behielten, da sie dieser Aufenthalt an ein Klima gewöhnen würde, was dem von Afrika sehr nahe liegt, so daß sie keine Gefahr für ihre Gesundheit oder ihr Leben laufen würden, wenn sie sich nachträglich in Liberia niederließen.

Ich muß nun bemerken, daß es für eine erfolgreiche Ausführung dieses Planes von der höchsten Wichtigkeit ist, daß der Sklave volles und ganzliches Vertrauen zu seinem Herrn habe; er muß wissen, und überzeugt seyn, daß sein Herr sein Freund ist, und sein Wohl beabsichtigt, daß er treu ist, aufrichtig und ehrlich. Ohne dieses Zutrauen des Sklaven zu seinem Herrn, muß ich durchaus bekennen, daß der Plan nicht mit Erfolg ausgeführt werden kann. Es wäre vergeblich, wenn es ein Herr versuchen wollte, der von Charakter als falsch, unzuverlässig, unredlich, grausam u. s. w. bekannt wäre; es würde ihm nicht gelingen; denn Niemand ist mit dem Herrn besser bekannt, als der Sklave selbst.

Um den Erfolg des Planes in allen seinen Theilen zu sichern, will ich solchen Herren, welchen die Wohlfahrt ihrer Schwarzen am Herzen liegt, und die ihn auszuführen und ins Werk zu setzen versuchen wollen, den Rath geben, die religiöse Unterweisung ihrer Leute ja nicht zu vernachlässigen, denn Religion muß mit dem Plane verbunden seyn und Hand in Hand mit ihm gehen. Um sie in der Ausführung und Vollendung ihres Unternehmens zu ermutigen, zeigte ich ihnen alle sechs Monate, oder zweimal jährlich, ihre Rechnung in meinen Büchern, und setzte sie in Kenntniß vom Zustande derselben, von ihrer

Zunahme, und von der Summe, die sie bereits erworben hatten, und die sich in meinen Händen befand und als ihr Kredit auf ihren Rechnungen stand. Dies Verfahren von meiner Seite schien ihnen, wie es in der That der Fall war, neues Leben einzuflöhen, und große Genugthuung zu gewähren; es war ihnen zugleich ein Beweis von der Theilnahme, die ich für ihre Angelegenheiten trug und fühlte. Die Gesezgebungen unserer verschiedenen Sklavenstaaten könnten durch den Erlaß von Gesezen über diesen Gegenstand den Vortheil des Sklaven bedeutend fördern und schäzen. Ich meine nicht, daß sie die Herren zwingen sollen, solches Uebereinkommen zu treffen, oder so ein Verständniß mit ihren Sklaven einzugehen; sondern es sollte für den Fall eines Unglücks oder Bankrotts, welche den Herrn oder die Herrin trafen, deren Sklaven unter einem solchen, mit ihm abgeschlossenen Uebereinkommen gearbeitet hätten, dem Herrn oder der Herrin erlaubt seyn, vor einem Gerichtshofe eidlich zu erheben, daß solch' ein Uebereinkommen zwischen ihm oder ihr und ihren Sklaven bestünde; und daß sie (die Sklaven) unter solchem Uebereinkommen so und so lange gearbeitet hätten; daß sie eine so und so große Summe Geldes für ihre Freiheit verdient hätten u. s. w. Auf diese Weise müßten denn die Sklaven, wenn man sich ihrer wegen einer Schuldforderung an den Herrn bemächtigte, nur auf eine gewisse Zeit verkauft werden können, welche nach gesetzlicher Schätzung gerade hinreichte, um die von ihnen (den Sklaven) noch an den Herrn schuldige Summe zu bezahlen und zu quittieren; wobei sich versteht, daß solche Geseze von den verschiedenen Gesezgebungen erlassen werden müßten, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Sklaven nicht in den vereinigten Staaten bleiben dürften, sondern nach Liberia in Afrika auswandern oder gebracht werden müßten, sobald die Zeit vorüber wäre, für welche sie verkauft worden wären. *) Wenn aber der Herr oder die Herrin von Sklaven, welche freiwillig ein solches Abkommen mit ihren Sklaven getroffen hätten, fürchten, bevor die Sklaven unter dem Abkommen, was sie getroffen hätten, für ihre Freiheit zu arbeiten, das Recht erreicht hätten, nach Liberia auszuwandern, so müßten die Sklaven vom Geseze beschützt werden, und es müßte ihnen erlaubt seyn, durch einen oder mehrere unparteiische weiße Zeugen, welche es aus dem Munde des Herrn oder der Herrin der Sklaven gehört hätten, vor einem Gerichtshofe die Summe zu beweisen, welche sie bereits unter dem Abkommen verdient hätten; und sie müßten dann nur auf eine bestimmte Zeit verkauft werden, um die von ihnen noch schuldenbe Summe zu bezahlen, und dann gezwungen werden, nach Liberia auszuwandern.

Ich will nun noch einige Worte sagen, in Beziehung auf die Art, wie ich diese Leute zu behandeln pflegte. Sie wohnten in warmen und bequemen Häusern, und erhielten zur Nahrung gutes Pöckelfleisch und Roggenbrod, nebst einer hinlänglichen Menge von Gemüse, welches mit Schweinefleisch gekocht ward; sie erhielten ferner eine feste, dauerhafte, der Jahreszeit angemessene Kleidung, alle Woche wurde ihnen ein Portion Molasses (Zuckersaft) und eine Portion Salz bewilligt, und alle sechs Monate ein kleiner Kaffee und ein gemeinschaftlicher Thee; Weihnachts- und Neujahrsbeschenke sorgten für ihre kleinen Bedürfnisse, und befähigten sie, fast Alles, was sie durch ihre eigene Arbeit verdienten, unangerührt in meinen Händen zu lassen. Schweine und Geflügel zogen sie sich selbst, und bauten auch ihren nöthigen Bedarf an Getraide und Gemüse; bei Krankheitsfällen sorgte ich für sie, so gut als für mich selbst, und gab ihnen gute Wärterinnen zur Pflege. Wenn sie ein Vergehen begingen, oder eines solchen angeklagt wurden, so verordnete ich nicht eine willkürliche Strafe, sondern ließ sie durch ihre Kameraden richten; ich bildete eine Jury von fünf oder sechs der vorzüglichsten Männer, und sagte zu ihnen: „Jener Mann, oder jenes Weib ist dieses oder jenes Vergehens angeklagt; die Zeugen sind, wie man mir gesagt hat, die und die Personen; laßt sie vor, setzt euch zu Gericht, verhöret sie, und bringt mir euer Urtheil und die zuerkannte Strafe.“ Das wurde ganz in der gehörigen Form ausgeführt; der Gerichtshof war die Kirche, das Verhör fand statt, die losgesprochene oder verurtheilte Person nebst der zuerkannten Strafe (wenn die Person für schuldig befunden worden war) wurde zu mir gebracht, und ich fand es im Allgemeinen für nöthig, dieselbe zu ermäßigen. Wenn zwanzig Diebe erkannt waren, so sagte ich zu den Richtern, welche den Spruch zu vollziehen hatten: „Gebt dem Schuldigen für sein Vergehen zehn Hiebe, und eine moralische Lection.“ Es wurde gethan; der Verurtheilte erkannte die Gerechtigkeit der Strafe, versprach Besserung für die Zukunft, und vergaß nicht, seinem Herrn dankbar zu seyn, der den Grad der Strafe vermindert hatte, und schenkte ihm aufs Neue Achtung und Zuneigung.

*) Ist es nicht traurig, daß M. Donogh ausdrücklich diese Klausel zu Gunsten der Sklaven hinzufügen muß? Laßt sich etwas Empörenderes denken, als daß die Nord-Amerikaner, die sich ein gebildetes, ein freies, ein christliches Volk nennen, nicht nur den Mitmenschen zum Sklaven herabwürdigten, von dem, was er durch seinen sauren Schweiß geschafft, Reichthümer zusammenhäufen und ihn dann, selbst wenn er die Freiheit erlangt hat, selbst wenn nicht der geringste Vorwurf auf ihm lastet, selbst wenn er sich die größten Verdienste erworben, nicht für würdig ansehen, daß er in ihrer Gesellschaft erscheine, daß er in der Kirche auf derselben Bank mit ihnen sitze, bloß darum, weil er eine andere gefärbte Haut trägt? Aber man lese nur ihre Vertheidigungen der Sklaverei: Wie herrlich führen sie Gottes Wort im Munde! Wie fest sind sie im orthodoxen Glauben! wie streng in den werthvollen Sagen der Kirche! O ihr Heuchler! ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon! Der Tag wird auch kommen, an dem der Mammon selbst seine eifrigen Diener verschlingen wird. — Doch wir wollen nicht hochmüthig über den Ocean hinüberreden; haben wir doch auch unsere Mammons-Berechere doch auch unsere Sklaven, denen bei Gott! oft noch ein traurigeres Loos gefallen ist als den armen Negern. Um der Haut willen freilich sind sie nicht verachtet, denn nicht schwarz leuchtet ihr Angesicht, sondern bleich, sehr bleich, fast wie das der harte volles nach Tages-Andruch. Aber auch ihnen wird der Tag der Gerechtigkeit kommen, und keine menschliche Macht kann ihn hindern.

Seit zwanzig Jahren habe ich keinen Weisem zum Aufseher gehabt; einer von ihnen selbst war ihr Verwalter oder Bogt, welcher die übrigen führte, leitete und regierte; ich hatte auch sechs Monate lang nicht Zeit in Person nachzusehen was sie thaten, obgleich der Aufseher mir jeden Abend berichtete, was sie den Tag über gethan hatten, und meine Befehle für den folgenden Tag empfing. Sie waren überdies meine Geschäftleute, genoßen mein Vertrauen, waren meine Schreiber, besorgten alle meine Angelegenheiten, machten Einkäufe von Vorräthen, zogen meine Einkünfte ein, vermieteten meine Häuser, trugen Sorge für mein Eigenthum und für Alles, was ich besaß, und solches mit einer Ehrlichkeit und Treue, welche allen Versuchungen widerstand.

Da ich versprochen habe, im Folgenden einige Umstände anzuführen, in welchem sich der Geist zeigen sollte, der sie bei der Ausführung und Bethätigung des Uebereinkommens, was sie mit ihrem Herrn getroffen hatten, erfüllte und befeuerte, und auf welche Weise die außerordentliche Arbeit, von der ich gesprochen habe, von ihnen verrichtet wurde, muß ich nun bemerken, daß ich im Allgemeinen von den französischen Pflanzern auf der New-Orleans gegenüberliegenden Seite des Flusses (wo ich wohne), wenn nicht für einen sehr grausamen, so doch für einen sehr strengen Herrn gehalten worden bin, — für einen, der seine Leute früh und spät plagt; denn die Prüfsche wurde selten oder niemals auf meiner Pflanzung gehört, — in Wahrheit, niemals; außer, um gute Ordnung und Moralität aufrecht zu erhalten.

Vor einigen Jahren begegnete mir ein Freund, ein Herr aus einem der östlichen Staaten, in einer Straße von New-Orleans an einem Montage; und indem er mich anhielt, begann er zu lächeln, und sagte, daß er den vorhergehenden Tag, den Sonntag, wenige Lieues oberhalb meiner Wohnung auf dem rechten Ufer des Mississippi im Hause eines reichen Zuckerpflanzers zugebracht habe, welcher zu Ehren seiner Ankunft eine Gesellschaft gegeben, und einige zwanzig oder dreißig französische Herren (meist alles Zuckerpflanzer auf derselben Seite des Flusses) nebst ihren Frauen zu Tische geladen habe, daß die Unterhaltung bei Tische auf Pflanzungen, Sklaverei u. s. w. gekommen sey, daß man ihn gefragt habe, wie die Bewohner der östlichen und nördlichen Staaten im Allgemeinen von den Bewohnern der südlichen Staaten, den Sklavendhaltern, dächten. Der Herr antwortete unter anderen Bemerkungen, daß die französischen Pflanzler in Louisiana von den Amerikanern des Nordens im Allgemeinen für sehr strenge und selbst sehr grausame Herren gegen ihre Sklaven gehalten würden, weit mehr, als die Pflanzler in Louisiana von englischer Herkunft. Darauf versicherten die Herren bei Tische, daß sich gerade unter den Anglo-Amerikanern (mit diesem Ausdrucke werden im Allgemeinen alle Amerikaner und Fremden von den von Franzosen abstammenden Eingeborenen in Louisiana bezeichnet) einige der strengsten Herren fänden; und als ein Beispiel wurden Sie angeführt, indem man erzählte, daß Sie Ihre Leute zwängen, bis um Mitternacht, ja bis um ein oder zwei Uhr des Morgens zu arbeiten; und zur Bestätigung der Behauptung berief sich einer auf den anderen, und sie stimmten alle ein, Herren wie Damen, daß sie Ihre Schwarzen oft mit ihren eigenen Augen bis zu diesen späten Stunden der Nacht und des Morgens an der Arbeit gesehen hätten, und setzten hinzu, daß es allbekannt sey, daß sie spät und früh arbeiteten. Der Herr machte, wie er mir erzählte, der Gesellschaft bemerklich, daß ihn, wie er mich kenne, diese Umstände sehr überraschten und verwunderten; daß er mich nicht für fähig gehalten habe, meine Leute mit solcher Strenge zu behandeln, u. s. w. Sie versicherten ihn aber auf's Neue von der Wahrheit ihrer Angaben, und beriefen sich auf die Bewohner des Landes zwischen jener Wohnung und meiner. „Nun“, sagte mein Freund, der genannte Herr, zu mir, „ich erwähne Ihnen das nur, ich frage nicht, ob es wahr ist, denn ich bin überzeugt, daß hier ein Mißverständnis stattfinden muß, etwas, was ich nicht verstehe.“ Darauf erwiderte ich lächelnd: „nicht zu rasch, lieber Freund; Alles, was diese Damen und Herren versichert haben, ist wahr, und sie haben, ganz wie sie Ihnen erzählten, sehr oft meine Leute zu den von Ihnen erwähnten Stunden mit ihren eigenen Augen arbeiten sehen; aber haben sie Ihnen zu gleicher Zeit auch erzählt, daß sie sie niemals an der Arbeit gesehen haben, ohne daß sie lustig gewesen wären wie Heimchen, singend und vergnügt, und die ganze Nachbarschaft mit ihrer Freude erschellend? denn, hätten sie Ihnen das erzählt, was nur die reine Wahrheit gewesen wäre, so würden Sie sich ohne Zweifel überzeugt haben, daß bei ihrer Arbeit kein Zwang stattgefunden hat. Die Versicherung dieser Herren und Damen war nur insofern unrichtig, als sie bemerkten, daß ich meine Sklaven zwingte, bis Mitternacht und ein und zwei Uhr des Morgens zu arbeiten. Ich gestehe, sie arbeiten oft bis zu diesen Stunden; aber ich zwingte sie nicht zu arbeiten, — es ist ihr eigener freier Wille und Entschluß.“ „Dann“, bemerkte der Herr, „muß ich voraussetzen, daß Sie sie bezahlen.“ „Ich sage nicht weiter“, sagte ich zu ihm, „was ich thue, als daß sie zu ihrer Arbeit nicht gezwungen werden; aber ich verspreche Ihnen, wenn mir Gott das Leben schenkt, daß Sie die Geschichte eines Tages erfahren sollen.“ (Das wird nun geschehen, da ich ihm ein Exemplar dieses Briefes senden werde.) Wir trennten uns darauf, aber ich muß gestehen, obgleich der Herr meinen Charakter einigermaßen kannte, wollte er doch gar nicht glauben, daß Sklaven aus ihrem eigenen Antriebe, ohne Zwang von Seiten ihres Herrn, arbeiten könnten.

Die Geschichte hängt so zusammen: Meine Wohnung liegt auf dem jenseitigen Ufer des Mississippi, dem Mittelpunkte von New-Orleans gerade gegenüber; die Dampfschiffe, welche die beiden Seiten des Flusses in Verbindung setzen, landen in geringer Entfernung unterhalb meines Hauses. Die französischen Damen und Herren, welche oberhalb meines Hauses auf dem rechten Ufer des Flusses wohnen, besuchen fleißig Bälle und Theater, und pflegten

mithin bei ihren Fahrten nach und von New Orleans zu allen Stunden der Nacht und des Morgens in ihren Wagen vor meiner Wohnung vorüberzukommen. Gleich unterhalb, und an meine Gebäude anstoßend, hatte ich ausgebaute Ziegeleien angelegt, in welchen jene Damen und Herren meine Leute zu den angegebenen Stunden mit ihren eigenen Augen sehr oft arbeiten gesehen haben, woraus sich erklärt, weshalb sie mich für einen strengen Herrn hielten. Ich muß bemerken, daß ich gewöhnt war, nie eher zu Bett zu gehen, bis ich meinen Aufseher gesehen und erfahren hatte, daß die Leute von ihrer Arbeit heimgekehrt seyen (denn ich habe selbst ein langes Leben hindurch Tag und Nacht gearbeitet, und werde bis zum Ende so fortfahren); und gar oft, wenn die Glocke zehn und elf schlug, fragte ich einen Hausdiener (da ich den Aufseher nicht gesehen hatte): „Sind die Leute von der Arbeit hereingekommen?“ und er antwortete: „Nein, Herr; ich sehe Wachtfeuer in der Ziegelei; sie sind mit ihrer Arbeit noch nicht fertig.“ Darauf sagte ich zu ihm: „Geh hinaus, und frage den Aufseher, was er so lange draußen macht!“ und dann kam er zurück und sagte: „Herr, der Aufseher sagt, es sind noch einige dreißig oder vierzig Tausend Ziegeln draußen, und das Weiter steht nach Regen, und er muß sie hereindringen und sicher stellen, sonst sind sie verloren.“ Zufrieden mit diesem Bescheide, wartete ich bis Mitternacht, und schickte wieder hinaus; dieselbe Antwort kam zurück; wiederum um ein Uhr des Morgens dieselbe Antwort; sie sangen die ganze Zeit, daß man sie weit über die Nachbarschaft hören konnte. Um zwei Uhr schickte ich hinaus, mit bestimmten Befehlen, die Arbeit abzubrechen und die Leute hereinzubringen, wenn selbst die Ziegeln verloren gingen — daß ich ihnen nicht mehr erlauben wollte, länger zu arbeiten; da kam dann der Aufseher herein (sichtlich nicht sehr zufrieden) und sagte: „Herr, hätten Sie uns noch ein oder zwei Stunden länger dabei gelassen, so hätten wir alle unsere Ziegeln gerettet, die wir nun, wie ich fürchte, verlieren“; und da mußte ich ihn trösten, indem ich zu ihm sagte: „Ihr könnt nicht die ganze Nacht arbeiten, es ist schon sehr spät, die Leute müssen Ruhe haben.“ Hieraus wird man ersehen, wie der Geist in ihnen wirkte; und wenn ich zu Bett gegangen war, habe ich hundertmal bemerkt, daß sie bei drohendem Regen zu jeder Stunde der Nacht und des Morgens wieder aufstanden und an die Arbeit gingen. (Schluß folgt.)

Persien.

Der schwarze Falke.

(Schluß.)

„Eine zornige Röthe überflog das Antlitz des Schachs, als er dieses Unglück erfuhr. „Was macht denn Allawerdi-Chan“, rief er, „ist er nicht auf seinem Posten?“ — „Er kämpft dort noch“, erwiderte der Bote, „aber er bedarf der Unterstützung, denn man scheint sich zu einem Ausfall aus der Stadt zu rüsten und sein Corps ist schwach.“ — „Abbas-Kuli-Beg!“ sagte der Schach, „nimm zweihundert dieser Golamen und eile ihm zur Hülfe. Er möge sich nicht eher vor uns zeigen, bis er den Feind zurückgeschlagen hat und uns hundert Köpfe bringen kann — sein eigener ist dafür verantwortlich! Man schicke drei Reiter auf verschiedenen Wegen nach dem Lager des Ali-Chan, damit er alle Leute, die er entbehren kann, nach unserer linken Flügel vorrücken lasse, um dem Feinde den Rückzug nach der Festung abzuschneiden. Nun, Batschah! was giebt es Neues?“ fragte er Osman, der in demselben Augenblick mit Blut bedeckt heransprengte, um ihm zu melden, daß auch der rechte Flügel angegriffen werde. „So hat auch Giasar-Kuli seinen Antheil? Reite, Knabe, reite! sage ihm, daß er sie zurückwerfen muß. Es ist nur ein falscher Angriff, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Er möge tausend Mann in seinem Lager zurücklassen und dann mit aller Eile hierher marschiren; wenn er ankommt, wird er selbst beurtheilen können, wie die Sachen stehen. Fort!“

„Kaum war Osman weggeritten, als ein Schuß den Steigbügel Aga-Mohammed's streifte und den Leib seines Schlachtrosses mit einer blutigen Spur zeichnete. Ohne diesen Umstand zu beachten, bestete der Schach seinen Blick auf die kämpfenden Massen, die sich ab und zu bewegten, wie ein Kornfeld, das im Winde schwankt. Der Beste Mirsa-Scheffia und die anderen Würdenträger, die sich bei der königlichen Person befanden, geriethen bei der augenscheinlichen Gefahr in Unruhe und bestürmten den „Mittelpunkt des Weltalls“ mit ihren Bitten, sich nach einem sicheren Posten zurückzuziehen. Aber der Monarch zeigte ihnen ein taubes Ohr und fuhr fort, seinen Ablick auf die kämpfenden zu richten, deren Reihem sich jetzt vor einem kleinen Reitercorps öffneten, das von einem hoch auf einem schwarzen Rosse sitzenden Krieger geführt wurde. „Du bist ein Thor oder ein Verräther, Mirsa!“ rief er endlich ungeduldig. „Glaubst Du, daß der Schach seinen Posten in einem Augenblick verlassen darf, wo jener Federbusch sich auf dem Schlachtfelde erhebt und die Duse jenes schwarzen Teufels die Seelen unserer Krieger austampfen? Sollen wir unser Gesicht verthüllen, während jene finstere Wolke über der Ebene hängt? Ha, Mustapha! nur ein lächerlicher Angriff! Giasar-Kuli, Giasar-Kuli! wollte Gott, daß Du hier wärest! Bald sollte jener Geier vor dem herabschießenden Adler fliehen!“ Und während er also sprach, wandte er sich nach der rechten Seite und blickte sehnsüchtig auf die dicke Wolke von Rauch und Staub, als ob er sie durchdringen könne — aber Alles war nur mit hoffnungslosem Dunkel bedeckt, und voll steigender Besorgniß bestete er das Auge abermals auf die Scene, die vor ihm lag. Es war jetzt nur zu klar, daß seine Truppen vor dem lebhaften Andrang des tapferen Luf-Ali zu weichen begannen; es wurde nothwendig, ihnen Unterstützung zu schicken, und der Schach stand eben im Begriff, mit gewohnter Kaltblütigkeit seiner eigenen Leibwache

das Kommandowort zum Vorrücken zu geben, als ein lautes Geschrei aus der Staubwolke zur Rechten ertönte, und nach wenigen Minuten sah man die Zehn's von einem Reitertrupp auseinander gesprengt, der aus jener dunklen Hölle hervorbrach.

„Der Schach hielt in seiner Rede inne — einen Augenblick lang hestete er den Blick voll athemloser Erwartung auf seine rechte Flanke — dann schwenkte er mit einem Ausbruch unwiderstehlichen Entzückens das Schwert um sein Haupt und rief: „Bei der Seele meines Vaters, Giasar-Kuli! Ja-Allah! Nieder mit ihnen, Kinder, nieder mit ihnen!“ Von der Begeisterung des Moments fortgerissen, gab der Schach seinem Pferde die Sporen und machte ein Paar Säße vorwärts, aber dieser Impuls dauerte nur eine Sekunde — dann besann er sich wieder und war dasselbe ruhige, unerschütterliche, selbstbewußte Wesen als zuvor.“

Nachdem Aga-Mohammed den Sieg über seine Nebenbuhler erfochten hat und sich im ruhigen Besitz des persischen Thrones sieht, wird ihm sein Bruder Giasar lässig, dessen Tapferkeit ihm zur Erreichung seiner Zwecke so bedürftlich war. Unter erdichteten Vorwänden lockt er ihn in seine Gewalt und läßt ihn dann gefangen setzen. Er hatte seinem Bruder zugeschworen, ihn noch vor Abend nach seinem Lager zu entlassen, aber wie die dämonischen Mächte:

Die uns mit falschem Doppelsinn foppen,
Dem Ohre halten des Versprechens Wort,
Es brechen für die Hoffnung —

so erfüllt auch Aga-Mohammed seine Verheißung. „Die Stunden Giasar-Kuli's waren gezählt — die letzten Sandkörner zitterten in seinem Glase. Die Sonne ging unter; die Stimme des Muezzin's, der die Gläubigen zum Gebete ruft, war verschollen; der heisere Klang der Trompeten verkündete die Annäherung der Zeit, die zur Ablösung der Palastwachen bestimmt war. Behmützig schlug dem Gefangenen das Herz, als er die bekannten Töne zum letztenmal vernahm; er gedachte der Tage wo er so frei und sorglos wie Andere an der geschäftigen Scene theilnahm — einer Scene, die sich jetzt auf ewig vor ihm schloß. Für Andere würde die Sonne von neuem aufgehen und sich von neuem senken, aber er! — das Herz schwoh ihm bei dem Gedanken, allein er dämpfte die unwillkürliche Aufwallung und schien seine eigene Schwäche zu belächeln.“

„Der Schall von nahenden Fußritten störte ihn in seinen Betrachtungen. Die Finsterniß, die in seinem Kerker herrschte, wurde durch einen rothen Lichtstreif erhellt, der in die Thürspalte eindrang und sein Auge blendete. Die Thür öffnete sich und der Schein einer brennenden Fackel zeigte dem Gefangenen vier Männer, die das Gemach betraten. Ein einziger Blick genügte — er erkannte die Haroschen oder Henkersknechte in ihrer düsteren Amtstracht, und der Zweck ihres Besuchs war ihm kein Geheimniß. „Ihr seyd gekommen!“ sagte der Chan, während die Unglücksboten in dräuender Stille vor ihn traten. „Der Schach hat Euch gesandt — sagt, was sind die Befehle des Herrschers? Blindheit oder Tod? Scheut Euch nicht, es mir zu sagen, denn ich scheue nichts, was Ihr mir bringen könnt.“

„Ueberrascht und von Ehrfurcht ergriffen bei der ungewohnten Zuchtlosigkeit ihres Schlachtopfers, beharrten die Mörder in ihrem Schweigen. „Sprecht!“ rief der Chan mit gebietender Stimme, „verkündet mein Schicksal! Wie lautet der Befehl des Schachs?“ — „Hier ist sein Herrman“, erwiderte der Kasakisch oder Oberste der Scharfrichter, und indem er auf den verhängnisvollen Strang in der Hand eines Harosch zeigte, fuhr er fort: „Sein Urtheil ist der Tod!“ — „Allah-dulillah! (Gelobt sey Gott!)“ rief der Chan. „Mein Bruder, auch jetzt noch bist Du gütig! Besser, weit besser todt als blind! Besser für Giasar-Kuli, zu sterben, wie er gelebt hat, als gleich dem unglücklichen Mustapha ein elendes Daseyn hinschleppen. Bismillah! Ich bin bereit. Es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ — Mit diesen Worten streckte er den Hals seinen Mördern entgegen. Die tödtliche Schnur wurde sogleich darum befestigt, und nach einer einzigen Minute — schneller beinahe, als der Gedanke es fassen konnte — war ein erdrosselter, seelenloser Leichnam Alles, was von dem tapferen und edelmüthigen Giasar-Chan noch übrig blieb.

„Als Baba-Chan*) die Verhaftung seines Oheims erfuhr, kehrte er in großer Bewegung zu dem Schach zurück und benachrichtigte ihn von dem, was sich ereignet hatte. Die Züge Aga-Mohammed's erglänzten einen Augenblick lang von einem teuflischen Lächeln — dann waren sie kalt und ruhig wie zuvor. Erst gegen Abend saßen sich Oheim und Neffe wieder. Das Nachtesseu wurde in demselben Gemache aufgetragen, wo die letzte Unterredung zwischen dem Schach und seinem unglücklichen Bruder stattgefunden hatte, und zu derselben Stunde, die, wie sie Beide wußten, zu seiner Ermordung bestimmt war. Und doch schien Aga-Mohammed gefasster und freier von jedem unruhigen Gefühl als je; er aß mit vortrefflichem Appetit und rühmte die Art, wie man eines seiner Lieblingsgerichte zubereitet hatte. Nicht so der junge Baba-Chan; er betrachtete seinen fürchtbaren Oheim mit mehr als gewöhnlicher Scheu, und wie er nachher selbst erzählte, schien ihn jeder Bissen ersticken zu wollen, als er mit tödtlicher Angst an die Schreckensscene dachte, die in demselben Augenblicke vor sich ging. Er vermochte kaum eine Silbe auf die Reden des Schach's zu erwidern, der ihn nach beendigtem Mahle aufstehen und ihm folgen hieß. Der Jüngling gehorchte zitternd, und der Oheim trat in den Garten hinaus, wo, von dem Monde beleuchtet, mit weitgeöffneten, aus ihren Höhlen hervor-

*) Der nachherige Schach von Persien, Feth-Ali, Großvater des jetzigen Regenten.

springenden Augen, aber mit einem Lächeln voll Ergebung auf den Lippen, der Körper seines Schlachtopfers lag.

„Der König blickte lange starr auf das geisterblasse Antlitz; dann setzte er den Fuß auf die Brust seines todtten Bruders und sagte nach einem tiefen Athemzuge: „Nun, Giasar-Kuli! Du hast jetzt Ruhe und ich gleichfalls.“ — Er schwing eine Weile still; dann wandte er sich zu seinem Neffen, der zitternd und halb ohnmächtig hinter ihm stand, und brach in einen heftigen Thränenstrom aus, indem er ihm vorwarf, daß er feinetwillen den liebsten seiner Brüder erschlagen habe. „Es war für Dich, elender Knabe! es war um Deinetwillen, daß ich diese verruchte That beging; für Dich machte ich mich der schwärzesten Undankbarkeit schuldig und sündigte tief gegen Gott und Menschen. Wäre jener kühne Geist auf Erden geblieben, so hättest Du nie über Persien herrschen können. Aber“, fuhr er in einem ruhigeren Tone fort, „mein Eid muß gehalten werden — wenn nicht dem Lebenden, so doch dem Todten. Man schaffe den Körper sogleich aus der Stadt und übergebe ihn seinen eigenen Leuten; auch nicht eine einzige Nacht darf er in diesen Mauern bleiben!“ Nachdem er diese Worte gesprochen, seinen Rosenkranz gezählt und das gewohnte Allah-dulillah! und Subhanallah! gemurmelt hatte, begab er sich langsamen Schritts nach seinen eigenen Gemächern.“

Mannigfaltiges.

— Fortschritte der Civilisation in der Türkei. Die hohe Pforte ist eben beschäftigt, ihr Land mit zwei aus dem gebildeten Abendlande entliehenen Einrichtungen zu beglücken, welche als sicheres Kennzeichen vorge-rückter Bildung dienen können. Sie hat nämlich die europäischen Konsuln offiziell benachrichtigt, daß sie in Konstantinopel eine Polizei nach dem Muster aller großen europäischen Hauptstädte organisiren will, welche die Bauten, die Märkte und die Reinlichkeit der Straßen überwachen und die Gasthöfe, Kaffeehäuser und alle öffentlichen Orte beaufsichtigen soll. Die Krone des Wertes, die geheime Polizei, soll ebenfalls nahe in Aussicht stehen. — Noch väterlicher aber ist das Geschenk der Censur. Ein französisches Blatt sagt freilich sehr naseweis: Man begreift nicht recht, was denn in der Türkei eigentlich censurirt werden soll. Sie soll, wie man sagt, alle Buchhandlungen Konstantinopels überwachen, und alle innerhalb des Staates gedruckten Zeitungen und Bücher, so wie die vom Auslande eingeführten, entweder erlauben oder verbieten. Nach diesen Maßregeln könnte man glauben, daß in der Türkei bereits eine lebendige National-Literatur und eine hinlängliche Anzahl politischer Blätter bestehe, welche die öffentliche Meinung zu bestimmen vermöchten. Indeß beschränkt sich die Anzahl der in türkischer Sprache erscheinenden Zeitungen auf zwei: die „Staatszeitung“ und die „Dscheridei hawadis“. In Konstantinopel giebt es überhaupt sieben Tagesblätter, drei französische, ein griechisches, ein armenisches und zwei türkische. Die unabhängigste der beiden türkischen Zeitungen, die „Dscheridei hawadis“ (Neuigkeits-Register), wird von einem Engländer Churchill redigirt. Sie ist gegründet worden, um die Versprechungen des Patriarchen von Gülüane zu unterstützen, und wird deshalb vom türkischen Publikum jetzt eben so verachtet als Mahmud's berühmte Charte. Die Pforte hat dem Redacteur seit einem Jahre die Unterstützung entzogen, welche er früher von Seiten des Staates erhielt. Diese herabgekommene Zeitung wird jetzt nur noch in sechshundert Exemplaren abgezogen und sieht ihrem vollständigen Untergange entgegen. Die zweite, ebenfalls von Sultan Mahmud gegründete Zeitung, die „Staatszeitung“, befand sich unter der Direction des Herrn Blaque aus Smyrna eine Zeit lang in ziemlich glänzenden Umständen. Der Redacteur hatte das unbedingte Vertrauen des Sultans zu gewinnen gewußt, und die aus seiner Feder hervorgehenden Artikel erregten mithin Aufsehen in der Türkei. Die Staatszeitung besteht noch und erscheint in zwei Blättern, einem französischen und einem türkischen. Der türkische Theil wurde lange Zeit von dem elegantesten und gebildetsten türkischen Schriftsteller, dem alten Effad-Efendi, dem gegenwärtigen Reichshistoriographen, redigirt, der in türkischer Sprache die Geschichte der Aufhebung der Janitscharen geschrieben hat, und eben jetzt ein Buch herausgibt, welches, wie man sagt, nach dem Muster der Pariser Romane gearbeitet ist und den Titel führt: „Mustagraf“ (der ins Wasser Geworfene). Der ehemalige Cabinets-Secretair des Sultan Mahmud, Said-Bey, ist dem alten Effad in der Redaction des türkischen Theiles der Staatszeitung gefolgt, welcher nichts Anderes mehr aufnehmen darf, als die offiziellen Ernennungen und fade Serail-Anekdoten. Diese Zeitung erschien vor kurzem noch alle acht Tage, darauf zweimal des Monats, und gegenwärtig erscheint sie alle drei Wochen einmal.

Das mit dem 30ten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Ämtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Weit u. Comp. gesandt werden.